

InsideOut

Inversionen des Sehens

KARIN LEONHARD

Im Wenden und Drehen werden Bilder maßlos, es sei denn, man unterstellt ihnen, dass sie sich in einem homogenen, isotropen Raum befinden und auch beim Richtungswechsel keinem Qualitätenwechsel unterliegen. Am Schluss liegt es deshalb an den kaum wahrnehmbaren Verschiebungen und Kleinigkeiten – an Minutien –, dass Seherlebnisse einmalig werden. Ebenso wie ein rechter Handschuh beim Umstülpen zum linken wird, verändert sich die Identität von Sehen und Gesehenem beim inversiven Akt des Sehens grundsätzlich. Unser Auge hat sich selbst einmal von einer Außenhaut zu einem konkaven Innenraum und Rezeptor gewandelt. Das verkehrte Verhältnis von Innen und Außen wird im Zentrum des Beitrags stehen. Denn die Veränderung bei der Umkehrung ist nicht zuletzt ein Indiz für die Unmittelbarkeit des Mediums, das visuelle Wahrnehmungen jedes Mal neu herstellt und zu sichtbaren Ereignissen werden lässt.

Ich zeige ein Bild, das mich beschäftigt (Abb. 1): In Giuseppe Penones *Quanto* von 1972 blicken wir auf ein Händepaar *und* zugleich auf zwei linke Hände. Penone hat den dünnen Latexabzug seiner linken Hand wie einen Handschuh umgestülpt und seiner rechten übergezogen. Die feinen Papillarlinien der Hautoberfläche werden so nach außen gekehrt und erscheinen als inverses Relieffeld auf der anderen Hand. Vor allem auf der Innenfläche bilden die Hautleisten, wie man die individualisierenden Linien auch nennt, feine Falten, und für einen Augenblick ist man nicht imstande zu sagen, ob diese Falten nicht bereits solche des dünnen geschobenen Materials des Handschuhs sind. Dieser aber liegt dem Körper so eng wie eine zweite Haut an, und die darauf sichtbaren Wirbel, Bogen, Schleifen und Doppelschleifen, die, wie wir ja wissen, jeweils individuell geometrische Muster bilden, formen den Counterpart der linken Hand. Würde man beide Handflächen zusammenführen, so kämen sie wie Positiv- und Negativform ineinander zu liegen, sie würden sich ergänzen, man könnte buchstäblich sagen, dass sich hier die Linke selbst die Hand gibt. Die Linien und Rillen der einen Innenseite scheinen durch die Grate der anderen erst eingedrückt worden zu sein, aber natürlich ist das Umgekehrte der Fall. Umkehrungen sind hier überhaupt der Fall.¹

¹ Germano Celant: Giuseppe Penone, Bristol 1989. Giuseppe Penone: 1968–1998, Santiago de Compostela 1999. Carolyn Christov-Bakargiev: Arte Povera, London 1999, S. 146–153. Philippe Piguet: Giuseppe Penone, principe vital. In: *L'œil* 558 (2004), S. 20–21. Catherine Grenier: Giuseppe Penone, Paris 2004.

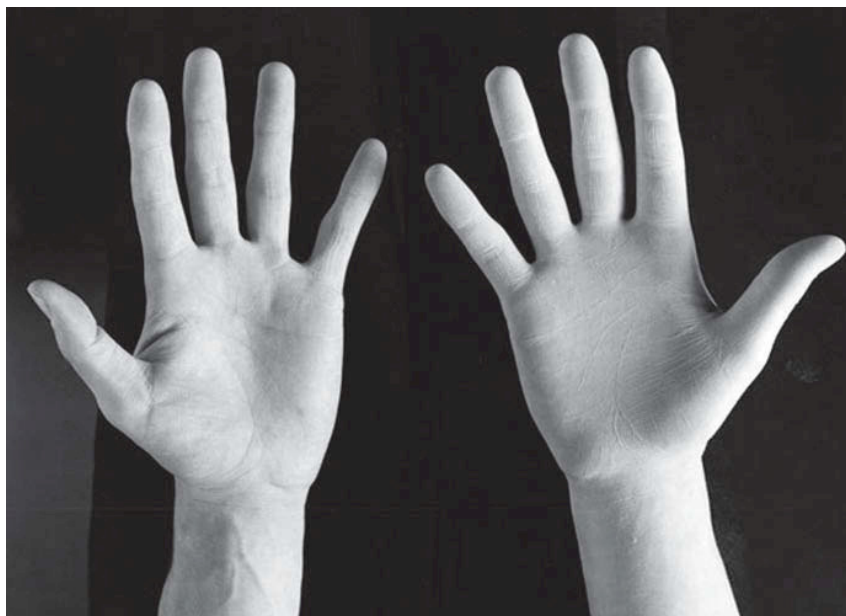


Abb.1: Giuseppe Penone: Guanto, 1972. C-Print auf Kodak-Papier. Siehe auch Farbtafel I.

Als Minutien (von lat. *Minutiae*, »Kleinigkeiten«) werden die Endungen und Verzweigungen der Papillarleisten des menschlichen Fingerabdrucks bezeichnet. Diese charakteristischen Punkte der Hauttrillen sind für jeden Menschen und Finger einmalig, aber sie sind in der Vertauschung ja mitgewandert und haben in diesem Moment auch ihre Individualisierungsleistung abgegeben. In der neuen Haut, in der Penones Hand steckt, wird sie zur linken, obwohl sie der Form nach eine rechte sein muss. Die Form und die Haut, die sie umschließt (und durch die wir die Form erst sehen), so lernen wir also, sind zwei gänzlich verschiedene Dinge. Die Haut als Grenze des Körpers, und damit die Grenze selbst, kann, wenn man sie vom Körper wie eine Hülle abstreift und dabei umkehrt, sicherlich noch immer als die Haut des Körpers gelten, aber sie kann nun nicht mehr über den Körper gezogen werden, ihn nicht mehr bedecken. Wie ein umgestülpter rechter Handschuh paradoxerweise allenfalls noch über eine linke Hand passt, niemals aber über eine rechte, so wird jede invertierte Hülle, jede derart vollzogene Häutung für den weiteren Gebrauch des Körpers, von dem sie einmal stammte, nutzlos. Man kann keine stärkere Differenz in der Ähnlichkeit herstellen als durch Inversionen. Denn das Problem, dass zwei Figuren verschieden sein können, obwohl man nichts in einer Figur finden kann, was es nicht auch in der anderen gäbe, ist ein Problem inkongruenter Gegenstücke.

Da es unmöglich ist, durch Messungen an der einen Figur irgendein geometrisches Merkmal zu finden, das nicht auch der anderen zukommt, sind sie also nicht verschieden aufgrund einer individuellen Bestimmung, sondern nur aufgrund einer solchen, die jede Figur in Bezug auf etwas anderes vorweist. Leibniz hat dazu bekanntlich gefunden, dass solche inkongruenten Gegenstücke lediglich als verschieden angesehen werden können, wenn sie zusammen angeschaut und auf etwas Drittes bezogen werden: »Kongruent sind diejenigen, die nicht unterschieden werden können, wenn sie für sich betrachtet werden [...] sie können nur durch die Position oder die Relation auf etwas anderes in einer gegebenen Position unterschieden werden.«² Das konsequenteste Gedankenexperiment – nämlich: Was würde passieren, wenn das gesamte Weltall plötzlich umgedreht würde, so dass jedes Ding zu seinem kongruenten Spiegelbild würde? – führt Leibniz zu dem Schluss, dass es keine Möglichkeit gibt, eine solche Veränderung zu entdecken, weil man beide kongruente Universen mit einem dritten Objekt nicht vergleichen kann. Messbar ist der Unterschied jedenfalls bis zuletzt nicht, er bleibt ein anschaulicher. Bei Kant sind es als Beispiel nochmals zwei Hände, eine linke, eine rechte, die ihrer inneren Beschaffenheit und Bestimmung gemäß vollkommen ähnlich sind, aber ihren äußeren Verhältnissen nach so verschieden, dass »der Handschuh der einen Hand [...] nicht auf der andern gebraucht werden«³ kann. Eine rechte Hand kann nicht an sich, sondern nur in Bezug zu einer linken Hand bestimmt werden: »Wir können daher auch den Unterschied ähnlicher und gleicher, aber doch incongruenter Dinge [...] durch keinen einzigen Begriff verständlich machen, sondern nur durch das Verhältnis zur rechten und linken Hand, welches unmittelbar auf Anschauung geht.«⁴ Es passt dann, ironisch anzumerken, wenn gleich der Kontext ein völlig anderer ist, dass das Universum noch nach einer von Salvador Dalís letzten verbürgten Aussagen ein umgestülpter Handschuh ist.

Auch unsere visuelle Wahrnehmung ist von Inversionen durchzogen. Es scheint zum Beispiel zunächst nicht unbedingt geraten, will man dem menschlichen Gesichtssinn seine Vorrangstellung im Reich der Sinne sichern und das Auge als herrschendes, Erkenntnis stiftendes Organ bestimmen, auf seine eigene Entwicklungsgeschichte einzugehen. Tatsächlich gehört dieser Teil der phylogenetischen

2 Gottfried Wilhelm Leibniz: *Mathematische Schriften*, hg. von C. I. Gerhardt, 7 Bde., Berlin, Halle an der Saale 1849–1863, ND Hildesheim 1971; hier Bd. VII, S. 263: »Congrua sunt quae nullo modo discerni possunt, si per se spectantur [...] sola igitur positione discerni possunt seu relatione ad aliquod aliud jam positione datum.« Eine gute Zusammenfassung des Links-Rechts-Problems und einen Überblick über die Grundpositionen geben die Beiträge in James van Cleve, Robert E. Frederick (Hg.): *The Philosophy of Left and Right. Incongruent Counterparts and the Nature of Space*, Dordrecht, Boston, London 1991. Zu einer Engführung der Diskussion im 17. und 18. Jahrhundert siehe Karin Leonhard: *Über Links und Rechts und Symmetrie im Barock*. In: Stephan Günzel (Hg.): *Topologie*, Bielefeld 2007, S. 135–151.

3 Immanuel Kant: *Gesammelte Schriften*. Akademie-Ausgabe, hg. von der Königlich-Preussischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Berlin et al. 1902ff., Bd. IV, S. 286.

4 Ebd.

Ausformung und Organisation des visuellen Wahrnehmungsapparats zu den Leseerlebnissen meines Schulunterrichts – noch heute bin ich von der Lektüre in medizinischen Handbüchern gleichermaßen fasziniert wie schockiert. Man kann dort lesen, dass die Entstehung des Auges sich wesentlich von der Bildung anderer Organe unterscheidet. Sie erfolgt nämlich aus dem Gehirn selbst, das sich während des embryonalen Stadiums an zwei Stellen nach außen stülpt. Die beiden so entstandenen Vorwölbungen wachsen weiter in Richtung Oberfläche des Organismus und bleiben nur mehr durch den Sehnerv mit dem Hirn verbunden. Im Anschluss beginnt sich die Haut nun wiederum nach innen einzustülpen und mit den Gehirnteilen zu vereinigen, indem sie zwei Linsen formt. Zwei Schälchen umschließen letztlich die Linse und das Auge wird durch das Aufreißen der Haut (Augenspalt) sichtbar.

Man muss sich den Zusammenhang zwischen Auge und Gehirn in etwa wie folgt vorstellen: »Die drei Hirnhäute (die äußere harte Gehirnhaut, die mittlere Spinnwebshaut und die innere, weiche Gehirnhaut) wölben sich bei der Bildung des Auges mit nach außen. Dabei bildet die harte Hirnhaut den weiß sichtbaren Teil des Auges. Die Spinnwebshaut, die das Gehirn umschließt, findet sich als Aderhaut auf der Rückseite der Netzhaut wieder. Sie ernährt das Auge. Ein Augenarzt, der durch die Pupille ins Auge blickt, sieht eigentlich direkt auf das Gehirn seines Patienten.«⁵ Durch Abschnürungen und Einstülpungen hat sich das Augenpaar vom embryonalen Neuroektoderm abgesondert.

Um diesen Vorgang zu verstehen, ist es notwendig, ihn sich in den einzelnen Schritten klar zu machen. In der dritten Entwicklungswoche entsteht die Augenanlage, noch bevor sich die Neuralwülste geschlossen haben: Ihre Herausbildung beginnt als eine Art Furche in der Medullarplatte, als Augen- oder *Sehgrube* (*Fovea optica*). Bald schon wandelt sie sich zur primären Augenblase um. Ihr Hohlraum, der sogenannte *Sehventrikel*, steht über den Innenraum des Augenblasenstiels zu diesem Zeitpunkt in breiter Verbindung mit dem Ventrikel des Vorderhirns. Der Augenblasenstiel wird zum Sehnerv. Bis hierin haben wir es mit blasenartigen Abschnürungen zu tun, die vollplastisch auftreten. Blasen aber verfügen allenfalls über eine geringe strukturelle Komplexität und damit über eine minimale potentielle Sehkraft. Diese kann sich erst entwickeln, wenn man eine Blase zum Beispiel durch Eindrückung in einen Rezeptor oder Bildschirm (medizinisch: in einen Becher) verwandelt. Beim menschlichen Embryo geschieht dies etwa ab der vierten Entwicklungswoche, jetzt berührt die distale Wand der Augenblase das Ektoderm. Hier entsteht die Linsenanlage als Verdickung des Ektoderms (Linsenplakode). »Die primäre Augenblase wandelt sich in den Augenbecher um, das Kernstück des Sehorgans, dem sich alle anderen Gewebe hüllenartig angliedern. Im weiteren verdickt sich die distale Wand der Augenblase zum Netzhautdiskus und *stülpt sich konkav* in den Hohlraum der Augenblase ein. Durch die Umstülpung kommen zwei Wände des ursprünglichen Augenbläschens in Kontakt: innere

5 <http://www.zirm.net/Entwicklung-des-Auges.821.0.html> (Letzter Zugriff: 19. Januar 2009).

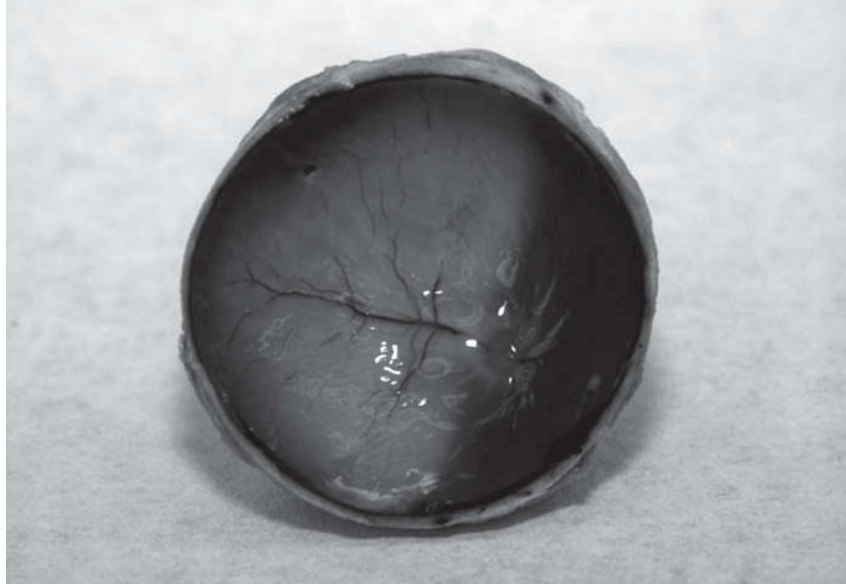


Abb. 2: Seziertes Ochsenauge mit eingestülpter Retina und blindem Fleck.

und äußere Wand des Augenbechers. Die äußere Wand wird zum Pigmentepithel, die innere hinten zur Retina und vorne zu Ziliarepithel und Irisrückseite. Durch diesen Stülpungsvorgang stehen die Photorezeptoren lichtabgewandt nach außen: Inversion der Netzhaut. Gleichzeitig bildet sich aus der Linsenplakode eine grubchenartige Vertiefung, die der Augenbecher umgreift.« Dann geschieht das Ungeheuerliche. »Das Linsengrübchen *tropft* in den Augenbecher und schließt sich vom distalen Ektoderm ab, das die Hornhaut (Cornea) bildet.«⁶

Visuelle Wahrnehmung verläuft von dem Augenblick an inversiv, in dem die äußere Wand der Augenblase sich konkav in den Hohlraum einstülpte und zur Netzhaut wurde (Abb. 2). In den Handbüchern kann man nachlesen, dass man sich die *Fovea* wie mit dem Daumen eingedrückt entstanden denken kann, so dass alle Schichten, mit Ausnahme der Sinneszellenschicht, nach der Seite verschoben sind. Die Verschiebung ist zum einen notwendig, um das Licht möglichst ungehindert an die Rezeptoren dringen zu lassen. Vor allem aber bedeutet es, dass sich die Retina einmal am äußeren, hervortretenden Ende der Sehblase befand und erst durch Einstülpung zu dem inneren Bildschirm umkehrte, als den wir sie kennen, ihre Photorezeptoren sind dadurch lichtabgewandt angeordnet. Die Existenz des blinden Flecks erfolgt genau aus dieser Inversion der Netzhaut des Auges. Neben

⁶ Anton Waldeyer: Anatomie des Menschen, hg. von J. Fanghänel, F. Pera, F. Anderhuber, R. Nitsch, Berlin, New York 172003, S. 552.

den damit verbundenen Vorteilen für die Sehleistung entsteht nämlich der Nachteil, dass die Nervenfasern innen abgehen und die Sinneszellenschicht irgendwo durchbrechen müssen, um das Auge verlassen zu können. An dieser Stelle ist das Auge blind.

Der blinde Fleck existiert, weil die Fasern der Sehnerven auf der Seite des Augeninneren an den Sehzellen ansetzen, ein Stück weit im Inneren des Auges verlaufen und dann an einer Stelle, in der Papille, gemeinsam gebündelt aus dem Auge heraus austreten. An dieser Stelle befinden sich keine Lichtrezeptoren und das Gesichtsfeld erscheint gestört, durchbrochen. Würden die Augen anders aufgebaut sein, würden beispielsweise die Fasern der Sehnerven an der lichtabgewandten Seite der Lichtrezeptoren ansetzen und direkt vom Auge weg in das Gehirn verlaufen (wie dies zum Beispiel bei Tintenfischen der Fall ist),⁷ so gäbe es diesen blinden Fleck nicht, er ist Ergebnis der Verdrehung von Innen und Außen im ontogenetischen Prozeß der Augenentwicklung von Wirbeltieren, und das heißt: der Netzhaut als Ausstülpung des Gehirns. Das paradoxe Phänomen, dass sich unser Auge an jener Stelle selbst ausblendet, an der es eigentlich am schärfsten sehen sollte, kann noch anders formuliert werden: Die *Fovea centralis* mit der höchsten Dichte an Sehzellen liegt nicht auf der Augennachse, sondern etwas versetzt über dem Sehnerveneintritt – hier findet die feinste Ortsauflösung des Bildes statt. Das menschliche Auge verfügt deshalb notgedrungen über zwei Achsen, eine visuelle und eine physiologische Augennachse, und wenn ein Optiker ihm ein so nachlässig gearbeitetes Instrument verkauft hätte, schrieb Hermann von Helmholtz einmal angesichts der Mängel unseres Augenapparats, würde er sich berechtigt halten, es ihm zurückzugeben. Ein Optiker würde beispielsweise sofort versuchen, die beiden Achsen zu vereinheitlichen und die *Fovea* in die Mitte zu rücken. Die biaxiale Struktur erscheint jedoch als notwendige Folge der Inversion der Retina. Sie spannt sich auf zwischen den Polen des schärfsten und des blinden Sehens.

In unserer Netzhaut sind Innen- und Außenseite vertauscht worden, und wenn in Penones umgedrehtem *Guanto* die Papillenlinien auf der Oberfläche reliefartig hervortreten, wo sie doch eigentlich zurückweichen sollten, so entwirft die retinale

7 Einen Angriff auf den Bau des Auges, vor allem die Inversion der Retina startete Richard Dawkins: *The Blind Watchmaker*, London 1991. Zur Demonstration siehe außerdem: <http://www.youtube.com/watch?v=LEKyqIJkuDQ> (Letzter Zugriff: 26. Januar 2009). Weiterführend: Carl Wieland: *Seeing Back to Front: Are evolutionists right when they say our eyes are wired the wrong way?* In: *Creation* 18.2 (1996), S. 38–40. Anonymus: *An Eye for Creation: An interview with eye disease researcher Dr G. Marshall, University of Glasgow, Scotland.* In: *Creation* 18.4 (1996), S.19–21. P.W.V. Gurney: *Our Inverted Retina – is it really bad design?* In: *Journal of Creation* 13 (1999), S. 37–44. Sowie außerdem Jonathan Sarfati: *Origin of Life: The Chirality Problem.* In: *Journal of Creation* 12 (1998), S. 263–266. Zum Vergleich der Wahrnehmung von Menschen und Tieren siehe zum Beispiel James Elkins: *The Object Stares Back: On the Nature of Seeing*, New York 1997. Ders.: *How To Use Your Eyes*, New York 2000.

Nervenfaserschicht ihr Relief aus feinen Linien und Graten auf der Innen- statt auf der Außenseite der Netzhaut. Unsere Netzhaut ist, wenn man so will, selbst ein umgestülpter Handschuh, der nun das Innere des Augapfels auskleidet, anstatt ihn äußerlich zu bedecken und seitdem einen Makel hat: nämlich ausgerechnet an der ausgezeichnetesten Stelle des lichtvollen Organs vollkommen lichtunempfindlich zu sein. Diese Dialektik des Sehens, die in jeder Wahrnehmung eine Nicht-Wahrnehmung, in jeder Ähnlichkeit eine Unähnlichkeit, in jedem Anwesenden etwas Abwesendes vermutet, hat sich mit Entdeckung des blinden Flecks durch Pater Edme Mariotte im Jahr 1668 sowohl augenphysiologisch wie wahrnehmungstheoretisch gefestigt und zu weit reichenden Konsequenzen geführt.⁸ Eine davon wäre, der Durchlässigkeit von Blick und Bild abzusagen und an seiner Statt eine Dynamik der Verschiebung zuzulassen, die den Bildern ihre Unvollständigkeit zugesteht, die Außenwelt also quasi optisch uneinholbar macht und den Abbildern, obwohl sie uns so ähnlich erscheinen, eine Differenz unterstellt. Es meint nicht, dass unsere visuelle Wahrnehmung grundsätzlich versagt, sondern dass ihr ein motivierender Impetus eingeboren ist, der dazu antreibt, immer neue Bilder zu erstellen und eine Sichtbarkeit aufzubauen, die einer eigenen Logik folgt und mit der grundsätzlichen Abwesenheit des Dargestellten umgehen lernt. Was man gewinnt, ist die Anwesenheit der Darstellung, und das heißt: die Präsenz des Bildes.

Man muss sich den unglaublichen Moment vorstellen, in dem das Auge sehend wurde, indem die äußere Hülle zum Augenspalt aufriß.⁹ Wir sind es so sehr gewohnt, den visuellen Wahrnehmungsapparat als optisches Gerät zu verstehen, dass wir uns den Augapfel wie eine Lochkamera zuweilen metallisch hart oder doch irgendwie als abgeschlossen und der Umwelt gegenüber als resistent imaginieren. Unser Auge ist seit seiner Mechanisierung im 17. Jahrhundert so oft mit einem Zimmer verglichen worden, und die Pupille mit einem Fenster, durch das

8 Auszüge aus einem Brief Mariottes, in dem erstmals der blinde Fleck beschrieben wurde, hg. von Jean Pecquet, in: *Nouvelle Decouverte Touchant la Veüe*, Paris 1668. Siehe dazu Peter Bexte: *Blinde Seher. Die Wahrnehmung von Wahrnehmung in der Kunst des 17. Jahrhunderts*, Amsterdam, Dresden 1999.

9 Folgen wir den letzten Schritten bis zur Vollendung des Augenpaares. Die licht-sensitive Retinaschicht benötigt einen Anschluss an das zentrale Nervensystem: »Im mittleren Bereich der ventralen Augenblasenwand entwickelt sich im weiteren vom Augenbecherrand bis zum Sehtiel die Augenbecherspalte als Einfaltung. Der Augenbecher wird vom Rand her spaltförmig geöffnet, wobei die tiefste Stelle des Spaltes den Ort des späteren Sehnervenabgangs (Papilla nervi optici) markiert. Die Augenbecherspalte erlaubt den Eintritt der embryonalen Gefäße und ermöglicht den retinalen Ganglienzellen Anschluß an das zentrale Nervensystem zu gewinnen, ohne dass die Optikusfasern nach vorne über den späteren Pupillenrand hinweg zur Augenbecherbildung wachsen müssen. Je mehr Axone sich hier ansichten, umso enger wird das Lumen des Augenbecherstiels (des späteren Sehnervs). Sobald diese Vorgänge abgeschlossen sind, verschließen sich die Lippen der Augenbecherspalte.« Waldeyer 2003 (wie Anm. 6), S. 552.

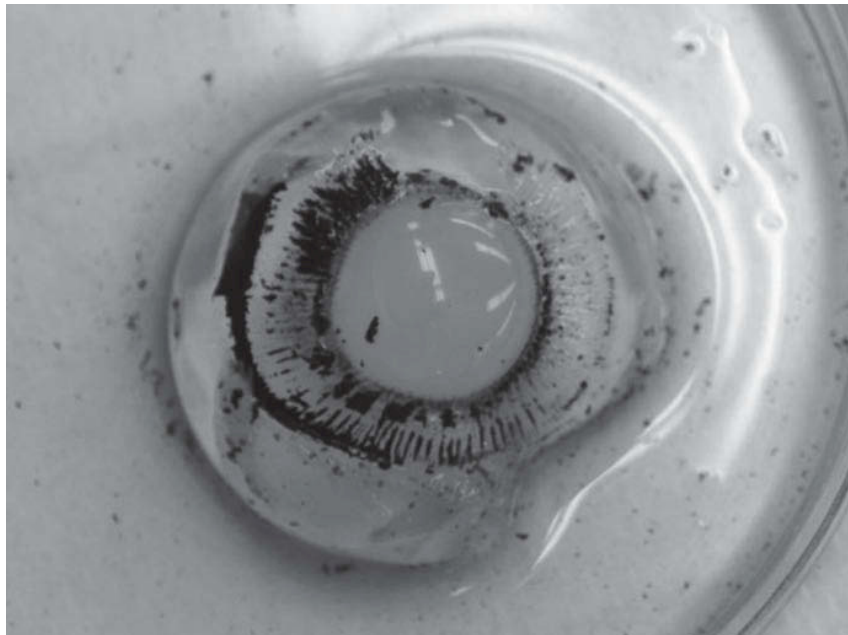


Abb. 3: Kristallflüssigkeit eines seziierten Ochsenauges auf einer Petrischale.

die Lichtstrahlen eindringen, dass Bilder, die beispielsweise seine weiche gallertartige Masse suggerieren, wie eine Bedrohung auf uns wirken können. Denn Augen können ausfließen. Sie verfügen über kein festes Gehäuse, sondern sind ein Gebilde aus eingestülpten Häuten und feuchtem Gewebe. Sie werden schnell formlos. Die präparierten und seziierten Ochsenaugen, die die optische Forschung von jeher begleitet haben, geben uns davon ein Beispiel (Abb. 3).

Luis Buñuel hat dem embryonalen Riss zum Augenspalt, der Lebewesen sehend macht, ein unvergessliches Pendant – als dessen ideologische Inversion – mitgegeben (Abb. 4). Hier schneidet ein Rasiermesser durch den in seinen Wimperkranz und die Lider eingebetteten Augapfel. Es tut der Wirkung keinen Abbruch zu wissen, dass im Film an dieser Stelle ein Rinderauge durchtrennt wurde – zu oft haben wir von dem Schnitt durch den Augball im wörtlichen und übertragenen Sinn gelesen und gehört, um ihn jetzt nicht empathisch am eigenen Körper zu erfahren. Die Blendung, die cineastisch zu einem »cutting« wird, verwandelt das Auge zurück in gallertartige Flüssigkeit und versenkt es in Dunkelheit. Immer mehr wird deutlich, dass die Gewebeschichten und Häute innerhalb des Augapfels nicht einfach nur wie Schiebewände fungieren, die Kammern abtrennen und die Kristallflüssigkeit an ihrem Platz halten, sondern Teil der Anordnung selbst sind. Das Auge folgt einem gewickelten oder ineinander gefalteten Schichtenmodell, bei dem sich Innen- und Außenflächen nicht mehr deutlich trennen lassen – die

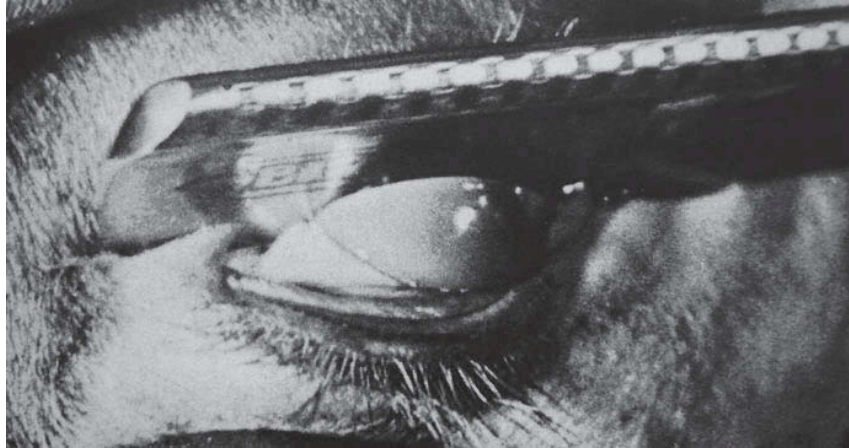


Abb. 4: Still aus Luis Buñuel: *Un chien andalou*, Frankreich 1928/1929.

Sehanlage ist Aus- und Umstülpung des Gehirns, erst Grube, dann Bläschen, dann Becher, der sich langsam schließt, um erneut aufzureißen und den Augapfel freizulegen.

In seinem Buch *Berliner Kindheit um neunzehnhundert* hat sich Walter Benjamin einmal gewundert, wie im Aufrollen eines Strumpfs zugleich der Inhalt verschwindet. In einer Kommode, in der »Hemden, Schürzen, Leibchen« aufbewahrt werden, befindet sich auch ein Paar eingeschlagener Strümpfe, mit denen er spielt. Das Spiel besteht darin, in die zusammengerollten Strümpfe zu greifen und den inneren Strumpf herauszuziehen. Verblüfft muss der Erzähler feststellen, dass der äußere Strumpf, den er »die Tasche« nennt, in der der innere Strumpf steckt, nach dem Herausziehen des Inhalts nicht mehr da ist. Denn der Strumpf – das ist Strumpf und Tasche zugleich. Sobald man am Beutel als der Form und vermeintlichen Hülle zupft, löst er sich auf und wird zum langen Schlauch, wieder zurückgerollt und eingestülpt macht sich der Strumpf seinen eigenen Beutel. Benjamin bemerkt, dass ihn dieses Spiel gelehrt habe, »dass Form und Inhalt, Hülle und Verhülltes« dasselbe sind. »Das Mitgebrachte« und die Tatsache sind eines. Eines – und zwar ein Drittes: jener Strumpf, in den sie beide sich verwandelt hatten.«¹⁰

10 Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Frankfurt am Main 1972–1986; hier Bd. IV, S. 284. Siehe auch Heinz Eidam: *Strumpf und Handschuh. Der Begriff der nichtexistenten und die Gestalt der unkonstruierbaren Frage – Walter Benjamins Verhältnis zum »Geist der Utopie«* Ernst Blochs, Würzburg 1992. Cornelia Zumbusch: *Benjamins Strumpf. Die Unmittelbarkeit des Mediums und die kritische Wendung der Werke*. In: Amália Kerekes, Nicolas Pethes, Peter Plener (Hg.): *Archiv – Zitat – Nachleben. Die Medien bei Walter Benjamin und das Medium Benjamin*, Frankfurt am Main et al. 2005, S. 11–36. Philipp Ekardt: *Strumpf – Krinoline – Rüsche. Benjamins Bekleidungs-Modelle*. In: Ingeborg Reichle, Stefan Siegel, Achim Spelten (Hg.): *Visuelle Modelle*, München 2008, S. 85–100.

Die Häutungen und Umkehrungen in diesem Spiel bewirken ein Umdenken dessen, was als Grenze den Inhalt markiert. Denn es geht nicht mehr darum, die Wahrnehmung als etwas zu verstehen, das einen Kontakt zur Außenwelt herstellt. Das Bild ist keine Grenze zwischen Innen- und Außenraum, vielmehr ist es ein »Drittes«, das die Opposition von Form und Inhalt, Zeichen und Bedeutung aus der Fassung bringt. Als Drittes ist das Bild eine paradoxe Figur, die sich allenfalls an der Grenze aufhält und als ununterscheidbare Mitte zwischen Diesseits und Jenseits fungiert. Vom Bild gilt es mit Derrida zu sagen: »Das Bild ist mehr sehend als sichtbar. Das Bild schaut uns an, betrifft uns.«¹¹ Es ist zu einer solchen »agency« befähigt, sobald es nicht nur als Abbild, sondern als Medium in Erscheinung tritt, das heißt, die Innen- und Außenbezüge des Bildes werden aus dem Gravitationszentrum der Medialität heraus konstruiert.

Die schöne Hari in Andrej Tarkowskis *Solaris* war ein solches aus der Medialität gespeistes Bild gewesen. Ihre ständige Wiedergeburt aus dem Plasma des Welt-raumozeans kommt einem komplexen Bildgebungsverfahren gleich, das sich im Laufe der Zeit immer weniger auf die Existenz eines äußeren Pendants beruft, das bildlich nachgeahmt wird, als auf die Ereignishaftigkeit der Bildgebung an sich. Hari will sich bald nicht mehr als Imitat verstehen, sondern als »Drittes«, das heißt als sichtbares Ereignis selbst, das wahrgenommen wird. Die Unmittelbarkeit des Mediums begleitet ihre visuelle Erscheinung, so dass es ganz plausibel ist, wenn ihr Kleid keine Öffnung kennt und ihre Haut wieder nachwächst – als bildliche Hülle, die sich spiralartig um den Körper legt beziehungsweise ein- und ausrollen lässt (Abb. 5 und 6). Damit ergibt sich die Frage nach der visuellen Grenze als epistemologische Dimension. Denn die mediale Oberfläche markiert nicht nur die Oberfläche, sondern den Inhalt selbst, wie der Strumpf, der sich zur Tasche ein- und ausstülpt. Hari ist weder ein Lebewesen aus Fleisch und Blut noch ein Simulakrum, sondern eine mediale Performanz, die uns bei der Betrachtung unter die Haut geht.

Diese Bilder betreffen uns, weil die mediale Grenze keine binäre Logik, keine Trennung in Vorder- und Rück- beziehungsweise Innen- und Außenseite kennt oder den Ort der Wahrnehmung in einen Bild- und einen Betrachterraum aufspaltet, sondern diese immer aufs Neue wendet und dreht. Hülle und Verhülltes sind dasselbe, sagte Benjamin angesichts der Tasche, die zum Strumpf wird, und vergleicht die derart beobachtete mediale Verstrickung und Verwicklung mit dem Schreiben selbst – der Federzug, der das Papier mit Wellen, Bogen und endlich mit Buchstaben und Worten bedeckt. Denn die Schrift »fällt nicht beim Lesen wie Schlacke ab«, sondern »ins Gelesene geht sie ein als dessen Figur«.¹² Gleiches gilt

11 Hyung Kang Kim: *Ästhetik der Paradoxie*, Würzburg 2004, S. 28–29. Das Zitat von Jacques Derrida aus ders.: *Die Kraft der Trauer. Die Macht des Bildes bei Louis Marin*. In: Michael Wetzels, Herta Wolf (Hg.): *Der Entzug der Bilder. Virtuelle Realitäten*, München 1994, S. 13–35; hier S. 30. Zur »agency« der Bilder siehe unter anderem W. J. T. Mitchell: *What Do Pictures Want? The Lives and Loves of Images*, Chicago 2004.

12 Walter Benjamin: *Gesammelte Schriften*, Frankfurt am Main 1972–1986; hier Bd. I, S. 388.



Abb. 5 und 6: Nachwachsende Häute und Kleider ohne Öffnung. Stills aus Andrej Tarkowski: Solaris, UdSSR 1972.

für die visuelle Wahrnehmung der Bilder, die keinesfalls nur als eine »pictura« auf der Netzhaut erscheinen, eingeschlossen in die Dunkelkammer des Auges (und eventuell wieder herausschälbar als distinktes Abbild der Welt). In der Wahrnehmung verwickelt sich die Außenwelt vielmehr so sehr im Augeninneren – der Tasche –, dass, zieht man an den Bildern, die sich darin befinden, im Aufrollen zugleich der Inhalt verschwindet. Grund ist der notwendige Verbleib der figuralen Wahrnehmung in der Anschauung selbst, ein ewiger Regress, denn das Sehen lässt sich nicht sehen und auch nicht in Bildern einholen. Die Bilder wiederum verhalten sich zum Auge wie der linke Handschuh zur rechten Hand – nur in einer Inversion passen sie sich ein, dann aber überziehen sie die Retina mit einer neuen Haut.